Stefan Holubek

Motive für das zweite Kind

Eine qualitative Sekundäranalyse problemzentrierter Interviews

Motives for having a second child

A qualitative secondary analysis of problem-centered interviews

Zusammenfassung:
Zwei Kinder zu haben ist ein weit verbreitetes Ideal, aber keine Selbstverständlichkeit. Ziel dieses Beitrages ist es, orientiert am „Traits-Desires-Intention-Behaviour"-Modell nach Miller, Motive für den Wunsch nach einem zweiten Kind und ihre Rolle für den Übergang zur Intention zu untersuchen. Dafür werden problemzentrierte Interviews auf Grundlage der Grounded-Theory-Methodologie sekundär ausgewertet. Als Ergebnis werden vier Motive vorgestellt. Zweite Kinder werden als Teil eines traditionalen Familienbildes, als dispositionelle Selbstverständlichkeit, als „erstes Geschwisterkind" und als „wiederholtes" erstes Kind gedeutet. Die Motivlagen werden jeweils danach befragt, welche Informationen über Voraussetzungen für den Übergang in die Planungsphase sie enthalten. Dabei wird gezeigt, dass das Wissen über die Motivlagen dabei hilft, zu konkretisieren, unter welchen Bedingungen bestimmte Akteure dazu übergehen, das zweite Kind zu planen.

Schlagworte: Familie, Fertilität, zweites Kind, Grounded Theory, qualitative Sekundäranalyse, Elternschaft, Kinderwunsch, Parität

Abstract:
The two-child family is a widespread ideal. It is, however, not a matter of course. Based on Miller's Traits-Desires-Intentions-Behavior model, this paper investigates the motives of people for desiring a second child and how these motives may influence the progression towards intending this first family extension. The study uses secondary analyses of problem-centered interviews that are based on grounded theory methodology. As a result, four types of motives are identified. The second child may be interpreted as (a) a necessary component of the traditional family setting, as (b) a matter of course, (c) as a first sibling, and as (d) a "doubled" first child. Each of these motives has been scrutinized with regard to the specific circumstances causing people to intend having a second child. It is shown that identifying the respective motives for having a second child leads to a better understanding of the circumstances upon which particular actors start planning to actually have a second child.

Key words: family, fertility, second child, grounded theory, qualitative secondary analysis, parenthood, desire of having a child, parity

1. Einleitung

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts leben mehr als die Hälfte der Menschen weltweit in Ländern, deren Fertilitätsrate nicht hoch genug ist, um die Population zu reproduzieren (Wilson 2004). Einer der Gründe für diese Entwicklung wird darin gesehen, dass Eltern nach dem ersten Kind kein weiteres bekommen (Bavel/Różańska-Putek 2010; Billari/Kohler

https://doi.org/10.3224/zff.v29i3.04

2004). So stieg in Deutschland der Anteil an Frauen, die nach dem ersten Kind kein weiteres bekamen, von 25% in der Geburtskohorte von 1935-1939 auf 32% in der Kohorte von 1965-1969 (Margolis/Myrskylä 2015: 1151). Trotz dieser Entwicklung gilt zwei Kinder zu haben europaweit sowohl für die persönliche Lebensführung als auch für die Gesellschaft als bemerkenswert resistentes Ideal (Sobotka/Beaujouan 2014). Obwohl die Familienerweiterung um ein zweites Kind also ein demographisch relevantes Thema ist, setzen sich nur wenige Arbeiten mit diesem spezifischen Übergang auseinander (Perelli-Harris 2006: 730).

Um die Entscheidung zur Familienerweiterung zu beschreiben, kann in einem Stufenmodell zwischen Kinderwunsch, konkreter Fertilitätsintention und Realisierung unterschieden werden (vgl. Huinink 2016). Aus dieser Perspektive stellen sich die Fragen, warum einige Menschen sich überhaupt zwei Kinder wünschen und unter welchen Bedingungen sie in eine konkrete Planung bzw. schließlich in eine Realisierung übergehen. Im folgenden Artikel soll sich diesen Fragen durch die genauere Erforschung von Motiven für den Wunsch zum zweiten Kind genähert werden. Dafür wird eine qualitative Forschungsperspektive eingenommen. Ein qualitativer Zugang ist einerseits nötig, um die handlungsleitenden Motive und subjektiven Erwartungen der Akteure aufzuschließen. Er eignet sich andererseits insbesondere dazu, dynamische Verläufe und ambigue, inkonsistente und veränderliche Handlungsorientierungen zu erfassen (Gubrium/Holstein 1994) Durch die Analyse von Sinnzusammenhängen wird herausgearbeitet, dass eine bessere Kenntnis der Motivation für ein zweites Kind dabei helfen kann zu verstehen, welche Bedingungsfaktoren die Intention für ein zweites Kind beeinflussen.[1]

Im Folgenden werden zunächst die Forschungsstände zu Motiven für den Wunsch nach einem zweiten Kind und zu Bedingungsfaktoren für die Intention für ein zweites Kind vorgestellt. Im Anschluss wird der theoretische Rahmen der Arbeit skizziert. Erläuterungen zu Daten und Methode der sekundären Feinanalyse von zwölf problemzentrierten Interviews finden sich in Abschnitt 4. Zum Schluss wird ein Fazit gezogen und ein Ausblick auf künftige Möglichkeiten zur Anschlussforschung gegeben.

2. Forschungsstand

Elternschaft steht in Deutschland zwar noch weit oben auf der Liste erstrebenswerter Lebensziele, ist jedoch keine konkurrenzlose Selbstverständlichkeit mehr (Huinink 2016: 228; Peuckert 2012: 224). Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung stellt sich verstärkt die Frage, welche Motive den Wunsch nach Kindern bzw. spezifisch nach einem zweiten Kind überhaupt begründen. Der prominenteste Ansatz, der sich mit Kinderwunschmotiven beschäftigt, ist der *Value of Children*-Ansatz (Hoffman/Hoffman 1973). Danach fällt die Kinderanzahl dort geringer aus, wo Kinder nicht hauptsächlich in Verbindung mit materiellen Motiven (z.B. Beitrag zum Haushaltseinkommen), sondern mit psychischen Motiven geboren werden (z.B. Stimulation und Spaß). Diese paritätsunspezifische Untersuchung von Kinderwunschmotiven erweist sich jedoch als zu grobkörnig, um den Über-

1 Dieser Artikel vertieft Einsichten einer Qualifikationsarbeit, die im Frühjahr 2016 an der Universität Bremen entstanden ist.

gang vom ersten zum zweiten Kind zu beschreiben. Das zweite Kind wird undifferenziert zusammen mit dem ersten Kind der Kategorie der niedrigen Kinderzahl zugeordnet: „Ein oder zwei Kinder können genauso viel psychische Befriedigung schaffen wie vier oder mehr Kinder“ (Nauck 2007: 328; vgl. mit gleicher Einschätzung: Brose 2008: 31; Gerlach 2010: 85; Huinink 2000: 375; Huinink/Konietzka 2007: 155; Nauck 2001: 418f.; Van De Kaa 1987: 6).

Instruktiver sind deshalb Ansätze, die spezifisch nach Motiven für das zweite Kind fragen. Prominent ist dabei das „Geschwistermotiv“: Eltern befürchten, Einzelkinder würden mit unvorteilhaften Charakterzügen ausgestattet oder wollen generell einen Spielgefährten bzw. ein „Kind für das erste Kind“ (Fachinger 1981: 92; vgl. auch Jefferies 2001). Untersuchungen zeigten, dass Einzelkinder für verzogen, allein, unangepasst, selbstbezogen, bevormundend und zänkisch gehalten werden (Falbo 1982; Hagewen/ Morgan 2005). Obgleich diese Annahmen als ungerechtfertigte Vorurteile enttarnt wurden (Laybourn 1994; Mancillas 2006) oder zumindest umstritten sind (Pinquart/Silbereisen 2009), sind sie dennoch sozial wirkmächtig und können Motive für zweite Kindgeburten darstellen. Paare, die sich entschließen „nur“ ein Kind zu bekommen, setzen sich damit der Gefahr aus, von anderen dafür kritisiert zu werden, ihren Kindern kein Geschwister bereitzustellen bzw. nicht genügend Engagement für ihre Elternschaft zu zeigen (Busfield/Paddon 1977; Callan 1985). Das einmal bestehende Zwei-Kind-Ideal kann als wirkmächtige soziale Norm verstanden werden, die Eltern dazu bringt, es zu teilen und ihm zu entsprechen, um sozialer Sanktionierung zu entgehen (Axinn et a1. 1994; Bühler/ Philipov 2005).

Ein weiteres Motiv wird darin gesehen, dass die Zahl der gewünschten und realisierten Kinder von der Zahl der Kinder in der Herkunftsfamilie abhängt, die zumeist zwei beträgt (Booth/Kee 2009; Murphy/Wang 2001). Weiterhin sei der Wunsch, zwei Kinder unterschiedlichen Geschlechts zu haben, weit verbreitet und könne naturgemäß nur durch mindestens zwei Kindgeburten ermöglicht werden (Gray/Evans 2005; Hank 2007: 765). Sobotka und Beaujouan (2014: 411f.) vermuten, dass das zweite Kind auch in Ländern mit niedriger Kindersterblichkeit mit einem Versicherungs-Motiv verbunden wird. Wenn Eltern schon nicht um das Überleben ihrer Kinder bangen müssen, so doch darum, ob sie ihren Erwartungen gerecht werden und sie im Alter für sie sorgen werden. Empirische Evidenz können sie für diese Vermutung nicht zeigen.

Diese Ansätze konkurrieren nicht um Alleinerklärungsanspruch, sondern stellen Facetten der subjektiven Motivationen für den Wunsch nach einem zweiten Kind dar. Ob Akteure, die aus solchen Motiven heraus die subjektive Präferenz für ein zweites Kind haben, auch dazu übergehen, die Geburt eines zweiten Kindes konkret zu planen, hängt allerdings von Faktoren wie Ressourcenausstattung, Opportunitätsstruktur, Partnerschaft oder institutionellen und kulturellen Rahmenbedingungen ab. Brose (2008) und Kreyenfeld und Zabel (2005) zeigen, dass nicht-erwerbstätige Mütter eine hohe Übergangswahrscheinlichkeit zum zweiten Kind haben. Solche Ergebnisse werden häufig so gedeutet, dass mit der Geburt des ersten Kindes ein „Sortierprozess“ (Brose 2008: 35) bzw. eine Polarisierung (Kreyenfeld/Huinink 2003) zwischen familien- und erwerbsorientierten Lebensmodellen stattfindet (Hakim 2003).

Newman (2008) stellt in seiner qualitativen Interviewstudie in Australien heraus, dass die physische und emotionale Erfahrung in der frühen Elternschaftsphase einen wenig be-

achteten Einfluss auf die Planung weiterer Kinder hat. Lutz et al. (2013) untersuchen in einer Analyse des pairfam-Datensatzes, welche Bedeutung die Erfahrung mit dem ersten Kind für die Intention zur Familienerweiterung hat. Sie zeigen dabei unter anderem auf, dass die Intention zum zweiten Kind abnimmt, sobald das erste Kind mindestens drei Jahre alt ist. Sie vermuten, Eltern verbänden mit dieser Altersschranke eine geringe Bedeutung der positiven Sozialisationsfunktion füreinander.

Diese Arbeiten liefern wichtige Einsichten in die Frage, mit welchen Motiven Akteure ihren Wunsch nach einem zweiten Kind verbinden und welche Faktoren die Herausbildung einer konkreten Intention beeinflussen. In dieser Studie sollen beide Forschungsstränge stärker zusammengeführt werden. Einerseits wird untersucht, ob die teils theoretisch konstruierten Motive in der sozialen Realität Wirkmächtigkeit besitzen und ob sich weitere Motive finden lassen. Zum anderen soll exemplarisch gezeigt werden, wie Akteure mit einem gegebenen Wunschmotiv sinnhaft auf Rahmenbedingungen Bezug nehmen und subjektiv Relevanzen setzen.

3. Theoretische Rahmung

Den theoretischen Rahmen der Untersuchung stellt das „Traits-Desires-Intention-Behaviour"-Modell (TDIB) von Miller (1994, 2011) dar. Danach wird der Entscheidungsprozess für Kinder in sequentielle Segmente untergliedert, die je einzeln und in Bezug zueinander adressiert werden können. Die Kinderwünsche (*desires*) werden von Einstellungsmerkmalen (*traits*) gegenüber Kindern beeinflusst. Unter Bezugnahme auf individuelle Rahmenbedingungen, wie etwa Ressourcenausstattung oder Alter, werden bestimmte Intentionen (*intentions*) ausgebildet, die zu einem prozeptiven oder kontrazeptiven Verhalten (*behaviour*) führen können. Der Globalbegriff „Kinderwunsch" wird hier also differenziert. Das Element des Wunsches bezieht sich auf die Idealvorstellung der Kinderanzahl über die gesamte Spanne der Reproduktionsfähigkeit und wird deshalb in der internationalen Forschung teils auch mit den Begriffen „ideal" oder „preferences" angesteuert (Hin et al. 2011: 133f.). Die Intention zur Familienerweiterung hingegen wird zwar von den Idealen beeinflusst, bezieht aber auch Faktoren ein, die das empfundene „Können" beeinflussen, wie etwa Partnerlosigkeit oder Abstand zum ersten Kind. Die Untersuchung von Intentionen wird entsprechend teils als aussagekräftiger zur Vorhersage konkreter Realisierung eingeschätzt (vgl. Bernardi et al. 2015). Intentionen sind also auf Wünsche bezogen, sind aber nicht mit ihnen identisch. Aus einer lebenslauftheoretischen Perspektive haben Intentionen einen „stärkeren lebenszeitlichen Bezug" (Huinink 2016: 236), da sie dann relevant werden, „wenn Paare die Zeit für ein (weiteres) Kind gekommen sehen, wenn also für sie relevante Voraussetzungen erfüllt sind" (ibd.; vgl auch Huinink et al. 2008).

An diesem Verhältnis zwischen Wunsch und Intention setzt die vorliegende Studie an. Indem Motive untersucht werden, wird auf die Ebene der „desires" gezielt, um die Beschaffenheit dieser „cognitive constructs" (Wagner et al. 2014: 595) zu vermessen. So wird nicht nur registriert, *ob* Akteure sich ein zweites Kind wünschen, sondern auch welche Bedeutung sie mit einem zweiten Kind verbinden. Motive haben also einen Informa-

tionsüberschuss, indem sie nicht nur auf eine abstrakte Kinderwunschzahl deuten, sondern auch konkretisierende Informationen dazu bereithalten, *welche Voraussetzungen* Akteure jeweils als relevant erachten, um in die Phase der Intention überzugehen. Indem Motive, die mit dem zweiten Kinderwunsch verbunden sind, analysiert werden, kann also eine systematische Verbindung zum Entscheidungselement der „Intention" hergestellt werden. Damit wird eine genuin paritätsspezifische Perspektive eingenommen. In Abgrenzung zum *Value-of-Children*-Ansatz wird nicht global nach dem Wert „der Kinder" gefragt, sondern spezifisch nach der Bedeutung, die Akteure dem zweiten Kind zuschreiben.

Die Suche nach Motiven, die mit dem Wunsch nach einem zweiten Kind verbunden sind, darf insofern nicht mit der Suche nach „Funktionen" der Kinder verwechselt werden. Es wird nicht ex ante davon ausgegangen, dass die Identifikation positiver Externalien auf gesellschaftlicher Ebene (Olsaretti 2013) oder Akteursebene (Hoffman/Hoffman 1973: 46) eine hinreichende Erklärung ihres Entstehens darstellt. Orientiert an der Schütz'schen Darstellung wird stattdessen auf Um-Zu-Motive und Weil-Motive gezielt (Schütz 1971: 80-83). Die Um-Zu-Motive verweisen vom Standpunkt des Handelnden her in die Zukunft und sind damit eine subjektive Kategorie. Sie entsprechen erwarteten Funktionen. Beispielsweise bekommt eine Frau ein zweites Kind, *um* im Alter nicht allein *zu* sein. Die Frage, ob das Kind später diese Funktion erfüllen wird oder ob es nicht beispielsweise im Zuge eines innerfamiliären Konfliktes den Kontakt zur Mutter abbrechen wird, bewegt sich wiederum auf der Ebene der faktischen Funktion. Das Weil-Motiv verweist auf vorangegangene Erfahrungen des Akteurs und kann damit etwa vergangenheitsbezogene biografische Pfadabhängigkeiten oder Paarentwicklungen sichtbar machen. Es ist dem soziologischen Beobachter zugänglich, der die Einstellung der Handelnden auf ihr Handeln von der ausgeführten Handlung her rekonstruieren muss.

Die Differenzierung zwischen diesen Formen von Motiven dient nicht dazu, Handlungen disjunkt entweder durch ein Weil-Motiv oder durch ein Um-Zu-Motiv zu verstehen. Es handelt sich vielmehr um zwei verschiedene Analyseperspektiven. Wie im TDIB-Modell dargestellt, ergeben sich Wünsche nicht nur aus expliziten, zukunftsbezogenen Erwartungen, sondern auch aus vorbewussten, motivationalen Einstellungen (Miller 2011: 76). Wie mit Bezug auf Schütz gezeigt wurde, kann der Begriff des Motivs beide Perspektiven einfangen.

4. Methode und Daten

Für die Untersuchung wurde ein qualitativer Ansatz gewählt. Damit soll zu einem umfassenderen Verständnis generativen Verhaltens beitragen werden (Borchardt/Stöbel-Richter 2004: 5; Newman 2008: 2f.). Ein sinnverstehendes Vorgehen eröffnet Zugang zu Orientierungsleistung und subjektiver Motivation, die im Zentrum des Forschungsinteresses stehen (Hollstein/Ullrich 2003). Akteure beziehen sich sinnförmig auf ihre Motivlage und schreiben bestimmten Rahmenbedingungen als Voraussetzung der Herausbildung einer Intention Relevanz zu. Erst in diesem Zuschreibungsprozess werden die Akteure dazu befähigt, die Option der zweiten Kindesgeburt mit ihren Wünschen und konkurrierenden Lebenszielen (zum Beispiel freizeit- oder berufsorientierten Lebensstilen) zu vergleichen,

ihre Folgen abzuschätzen, sie mit ihrer Ressourcenlage abzugleichen und schließlich zu bewerten. Um diese Deutung methodisch erfassen zu können, gilt es, die Perspektive des interpretativen Paradigmas einzunehmen und die Deutungsleistungen der handelnden Akteure, ihre subjektiven Relevanzstrukturen und Handlungsorientierungen in den Vordergrund zu stellen.

Für die Studie wurden 12 problemzentrierte Interviews dem Forschungsprogramm der *Grounded-Theory*-Methodologie (GTM) folgend sekundär einer Feinanalyse unterzogen.

Das empirische Material stammt aus einem Pool von 118 Interviews, die am Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Norddeutschland erhoben wurden.[2]

Die Primärerhebung widmete sich der Fragestellung, wie sich soziale Netzwerke auf Wünsche, Erwartungen, Einstellungen und Verhalten bezüglich Familiengründung und -erweiterung auswirken. Es handelte sich um eine methoden-integrative Untersuchung, die problemzentrierte Interviews nutzte, um die subjektive Bedeutung von Familiengründung und -erweiterung zu untersuchen und mit Netzwerkkarten und Netzwerktabellen arbeitete, um quantifizierbare Charakteristika der sozialen Netzwerke zu erforschen. Im Zuge der Sekundäranalyse konnte auf den Pool von 118 Interviews zurückgegriffen werden. Es handelte sich um problemzentrierte Interviews zu den Themenbereichen Lebenslauf, Partnerschaft, eigene Kinder, soziale Beziehungen, soziales Netzwerk, gesellschaftlicher Wandel und allgemeine Werte und Lebensziele. Die Interviews wurden mit Männern und Frauen eines Abschlussjahrganges mit mittleren und hohen Bildungsabschlüssen in Lübeck und Rostock im Alter zwischen 26 und 31 Jahren sowie mit je bis zu drei Alteri (Verwandte, Freunde) geführt. Sofern möglich, wurden die Interviews bei den Personen zu Hause geführt. Sie dauerten etwa eineinhalb bis zwei Stunden.

Die Sekundäranalysen qualitativer Daten ist eine in Deutschland nur zaghaft praktizierte Forschungsstrategie, weshalb einige Implikationen kurz erläutert werden sollen. Einerseits bildet die Thematik in methodischen Lehrbüchern einen „silent space“ (Thompson 2000: 3). Andererseits neigt die vorhandene Diskussion zur Polarisierung (Medjedović/Witzel 2010: 56). Hier wird der Argumentation gefolgt, dass die vorhandene Skepsis eher auf mangelnde Erfahrung denn auf unüberwindbare epistemologische Probleme zurückzuführen ist (Medjedović/Witzel 2005; in Abgrenzung etwa zu Mauthner et al. 1998: 742f.). Die Frage nach der Durchführbarkeit der qualitativen Sekundäranalyse wird hier nicht als Grundsatzfrage verstanden, sondern muss anhand spezifischer, je zu bewertender Kriterien geklärt werden (Berg 2005, Abschnitt 44-48).

Formal waren die Voraussetzungen gegeben, denn es bestand Zugang zu den zumeist vollständig transkribierten und digitalisierten Interviews, Postskripten und soziodemografischen Kurzfragebögen. Auch inhaltlich war das Material kompatibel zum vorliegenden Forschungsinteresse. Ein Interessenschwerpunkt der primären Untersuchung lag „auf der Motivations- und Entscheidungsfindung hinsichtlich einer Erst- oder Zweitelternschaft“ (Bernardi et al 2006: 371). Dass eine kontextentkoppelte Wiederverwendung der

2 Ich bedanke mich bei Sylvia Keim für die Bereitstellung der Daten für diesen Aufsatz. Die Daten wurden von Holger von der Lippe und Sylvia Kein im Rahmen des Projekts „Social Influence on Family Formation and Fertility in Northern Germany“ erhoben, das durch die Independent Research Group „The Culture of Reproduction“ unter der Leitung von Laura Bernardi am Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock gefördert wurde. Detailliertere Darstellungen zum methodischen Design finden sich bei Bernardi et al. (2006, 2008, 2014; Keim et al. 2013).

Daten möglich war, wurde entschieden dadurch begünstigt, dass die Erhebung in Form von problemzentrierten Interviews (PZI) stattfand (Witzel 1989). Das PZI stellt durch seine Offenheit bei gleichzeitigem Fokus auf die subjektive Sichtweise der Interviewten ein Erhebungsmittel dar, das Sekundäranalysen ermöglicht (Medjedović/Witzel 2005: 21). Das ursprüngliche Design wendet sich zudem explizit gegen eine „Leitfadenbürokratie" (Hopf 1978) und gewährt stattdessen „dem individuellen Erzähl- und Themenfluss der Befragten stets den Vorrang" (Bernardi et al. 2006: 363). So werden durch die Interviewleitfäden zwar gezielt Themenbereiche aufgriffen. Dennoch lassen diese zum einen Raum für die Konstruktion der Binnenperspektive der Akteure. Die Offenheit für längere Erzählpassagen im Themenbereich „Lebenslauf" eröffnet weiterhin Raum für autobiografische Stehgreiferzählungen, die durch immanente „Erzählzwänge" (Kallmeyer/Schütze 1977) Zugriff auf Erfahrungsaufschichtungen erlaubt und so die Analyse vor zu starken Ex-Post-Rationalisierungen schützt (vgl. auch Schütze 1983). Der partiellen Divergenz der Forschungsinteressen wurde die Auswertung durch eine systematische Dekontextualisierung der Daten gerecht: Der Auswertungsvorgang, insbesondere der Vorgang der Kategorienbildung, fand gänzlich unabhängig von den Auswertungsvorgängen der Primärerhebung statt.

Die Auswahl zu analysierender Interviews gestaltete sich als „Auswahlentscheidungen innerhalb der gegebenen Daten" (Medjedović 2014: 176), wodurch ein „künstliche[s] Datenkollektiv" (Klingemann/Ekkehard 1975: 187) geschafften wurde. Dieser Vorgang wird als „Sorting" (Heaton 2004: 59) bezeichnet. Die Erkenntnislogik qualitativer Forschung definiert sich nicht über den Bezug auf eine Repräsentativität, die durch eine große Anzahl von Datensätzen hergestellt wurde. Wie Strübing darstellt, zielt die GTM, die als „Basisstrategie der qualitativen Sozialforschung" (Lueger 2000: 223) den Hintergrund des Auswertungsverfahrens darstellte, vielmehr auf eine „konzeptionelle Repräsentativität" (Strübing 2014: 78), die entsteht, wenn das fokussierte Phänomen in möglichst unterschiedlichen, heterogenen sozialen Kontexten untersucht wird. Die Heterogenität wird gewährleistet, indem maximale und minimale Kontrastierungen vorgenommen wurden (Jäger 1999: 145f.).

Als Ausgangspunkt wurde ein Fall ausgewählt, zu dem die Interviews beider Partner(innen) vorliegen, die bereits ein Kind haben, aber noch in einem Alter sind, in dem die Familienerweiterung biologisch möglich ist. Dadurch wurde schnell eine erste Sensibilität dafür geschaffen, dass die Entscheidung für das zweite Kind ein Prozess ist, der von subjektiven Relevanzstrukturen und Handlungsorientierungen bestimmt wird, da beide Interviews über das gleiche potentielle zweite Kind sprechen, die Rahmenbedingungen also weitgehend identisch sind. Umso deutlicher zeigte sich, dass diese keinen deterministischen Einfluss auf das Fertilitätsgeschehen nehmen. Ausgehend von diesem Fall wurden in der Samplekonstruktion minimale (I) und maximale (II, III, IV) Kontrastierung vorgenommen, um das Feld der möglichen Strukturierungen weit zu öffnen und eine Sensibilisierung für die Heterogenität zu schaffen. Unter dieser Maßgabe wurde folgende Fallauswahl getroffen:

(I): Ein Kind, westdeutsch, hohe Bildung (Interviews 1-4, 11 und 12)
Diese Minimalkontrastierungen dienen der Anreicherung und Differenzierung der Codes, die in der ersten Analyse erstellt wurden.

(II): Zwei Kinder, ost-/westdeutsch, niedrige Bildung (Interviews 5,7-9)
Einen Maximalkontrast herzustellen dient dazu, die Reichweite und damit letztlich auch die Generalisierbarkeit der Aussagen und Kodierungen zu erhöhen. Während die Kontrastierungen bzgl. des Wohnortes und der Bildung deduktiv motiviert waren (vgl. z.B. Buhr/Huinink 2015), suggerierte die erste Analyse ebenfalls Variationen bezüglich der Kinderzahl. Durch den Einbezug von Personen, die bereits zwei Kinder haben, eröffnete sich die Möglichkeit einer retrospektiven Erzählung zu relevant gewordenen Kontextfaktoren für die Entscheidung zum zweiten Kind.

(III): Keine Kinder, westdeutsch, hohe Bildung (Interview 6)

(IV): Vier Kinder, ostdeutsch, niedrige Bildung (Interview 10)[3]
Wiederum zum Zwecke der Maximalkontrastierung wurden im Folgenden Interviews einer kinderlosen Person und einer Person mit vier Kindern ausgewählt. Erste ermöglichte es, die bisherigen Erzählungen mit solchen Darstellungen zu vergleichen, bei denen die Informationen über Elternschaft nur aus „zweiter Hand" stammt. Im Gegensatz dazu ermöglicht das Interview mit einer kinderreichen Person eine Perspektive zu beleuchten, bei der die zweite Elternschaft nur eine Episode des weiteren Fertilitätsverhaltens darstellte. Aus forschungspragmatischen Gründen sind diese Kontraste mit nur je einem Interview vertreten.

Die Auswertung unterteilte sich in zwei unterschiedliche Strategien: eine querstrukturierte und eine längsstrukturierte Auswertung (Kruse 2015: 616). Während in der längsstrukturierten Auswertung Fallexzerpte erstellt wurden, um die falleigenen Motive herauszuarbeiten, wurde im Zuge der querstrukturierten Analyse kategorienbildend gearbeitet und mit Hilfe der Schritte des offenen, axialen und selektiven Kodierens der Fallvergleich vorangetrieben (Strauss 1994: 90ff.). Auf Grundlage der so entwickelten Kategorien wurde ein Motivschema erarbeitet, das vier Motive unterscheidet.

5. Ergebnisse

Im Folgenden werden vier Motive vorgestellt. Zum Verständnis der Motivdarstellung ist es wichtig zu betonen, dass es sich dabei um eine Schematisierung handelt. Es ist davon auszugehen, dass Akteure nie nur ausschließlich eine Motivation mit dem zweiten Kind verbinden. In den Interviews lassen sich jedoch durchaus dominante Motive finden, die Auswirkungen darauf haben, welchen ermöglichenden Faktoren besondere Relevanz zugesprochen wird.

Motiv 1: Das zweite Kind als Teil eines traditionalen Familienbildes
Ein Motiv, in dem das zweite Kind sehr vermittelt adressiert wird, zeigt sich in seiner Einbettung in ein normativ gestütztes, traditionelles Familienbild. Zur Illustration dessen dienen zunächst Passagen aus zwei Interviews mit miteinander verheirateten Personen:

3 Die Kontrastierungen bezüglich des Wohnorts und des Bildungsabschlusses orientieren sich im breiten thematischen Interesse der Studie, spielen aber in diesem Artikel keine systematische Rolle und werden insofern nur um der Transparenz willen dokumentiert.

> „Also, dass wir Kinder haben wollten, das stand ab 'ner gewissen Zeit in unserer Beziehung fest. Das war klar, als wir dann auch 'ne gewisse Zeit zusammen waren und auch die Entfernung, also er [Stadt 1] und ich [Stadt 2]… denn war klar, dass man dann auch irgendwann diesen Schritt macht, dieses klassische Modell. Verheiratet sein, 'n Kind haben und so." (weiblich, 30 Jahre, 1 Kind (1 Jahr))

> „Ist eigentlich nur einer da, der geschieden ist. Der im Prinzip von vorne anfängt. Aber alle anderen sind irgendwie in der gleichen Situation. 'ne Frau, Kind, Bauen. Oder sind kurz davor, oder so. Volle normale Spießernummer. [lacht]" (männlich, 34 Jahre, 1 Kind (1 Jahr))

Beide Passagen referieren in den Begriffen „Klassisches Modell" bzw. „Spießernummer" auf einen Lebensentwurf, der als so bekannt, selbsterklärend und verständlich vorausgesetzt wird, dass dessen Erläuterungen sich in stakkatoartigen Stichwortnennungen erschöpft. Im Bild des „Von-vorn-Anfangens" in der zweiten Passage werden biografische Entscheidungen als Pfad gedeutet, der einmal begangen, weitere Entscheidungen umgeht und stattdessen eine programmatische Abarbeitung erfordert. In diesem Verständnis sind die Ehe, die Kohabitation und die Elternschaft nicht nur zeitlich, sondern ursächlich verbunden und stellen Teil eines einmal eingeschlagenen Lebensweges dar. Die Befragte beschreibt diese Übergänge entsprechend als „normaler Prozess". Die Ausführungen beschränken sich hier also nur scheinbar auf die Entscheidung über das erste Kind. Es fällt auf, dass bei einer Reihe von Ausführungen nicht systematisch zwischen der Singularform „Kind" und der Pluralform „Kinder" unterschieden wird. So etwa in der folgenden Darstellung:

> „Aber irgendwie doch, aber es war uns schon klar, wenn wir dann in das Haus einziehen, dann – gut, es war uns nicht bewusst, dass wir da einziehen und jetzt gleich das Kind da ist… so kann man ja auch nicht planen. Aber uns war eigentlich schon klar, wenn das Haus steht und wir hier einziehen, irgendwann soll hier auch ein Kind durchflitzen." (weiblich, 30 Jahre, 1 Kind (1 Jahr))

Wie wenig später im gleichen Interview deutlich wird, repräsentiert das Bild des „flitzenden Kindes" die spezifischere Vorstellung von zwei Kindern:

> „Wir wollen ein zweites Kind, darüber haben wir gesprochen, das war von vornherein klar, dass wir immer zwei Kinder schon wollten, eigentlich." (weiblich, 30 Jahre, 1 Kind (1 Jahr))

Die unklare Unterscheidung zwischen den beiden Kindern ist kein Zeichen sprachlicher Nachlässigkeit. Die Bezeichnung „Kind" repräsentiert eher den eigenen biografischen Statusübergang zur Elternschaft, als einen klar definierten Kinderwunsch. Nach diesem Statusübergang stellt der Übergang zum zweiten Kind keine isolierte, einschneidende Einzelentscheidung mehr da, sondern ist bereits implizit mit-gemeint.[4] So deutet die Interviewte in diesem Fall etwa auch die Etablierung der Arbeitsteilung nicht als Ergebnis einer expliziten Entscheidung, sondern als notwendige Folge der Elternschaft: „Und weil dann das Kind kam, musste ich erst mal Hausfrau und Mutter sein." Im vorliegenden Fall ist dieses traditionale Verständnis der Arbeitsteilung Bestandteil eines Motives, in dem

4 Diese Handlungsleitung findet ihren Ausdruck am ehesten im Begriff des „Skriptes" (Esser 2001: 113), der die komplexitätsreduzierende Funktion biografischer Festlegungen einfängt. In einem Skript werden einzelne Handlungen zusammenhängenden, gesellschaftlich anerkannten, kontinuierlichen Sequenzen zuordnet. Es kann den Akteuren damit als Leitfaden ihrer biografischen Entwicklung dienen. Friedman et al. (1994) erkennen in der biografischen Festlegung eine Unsicherheitsreduktion und erklären diese zur zentralen Funktion von Kindern.

der Übergang zur ersten Elternschaft einen einschneidenden, aber letztlich als wünschenswert bewerteten Wandel der Lebensführung mit sich bringt.

> „Zu meiner Familie kann ich nur sagen, das ist jetzt das nächste Ziel mit Abstand erst mal – dass ich sie auf keinen Fall missen möchte, dass ich auch trotz aller Schwierigkeiten, die ich hatte, das immer wieder so machen würde und ich gerade durch unsere Tochter erkannt habe, andere Dinge wirklich nicht so wichtig zu nehmen, wie eben Karriere und dergleichen, weil einfach… dass ich mein Leben führen kann. Hätte ich nie für möglich gehalten. Also vor paar Jahren wären diese Fragen, glaube ich, anders beantwortet worden, aber jetzt ist es so." (weiblich, 30 Jahre, 1 Kind (1 Jahr))

Die Akteurin stellt hier umstandslos dar, dass das Einnehmen der Mutterrolle für sie mit Schwierigkeiten und Konflikten zwischen Lebensbereichen verknüpft war. Sie deutet diese Defiziterfahrungen jedoch nicht als Grund gegen ein weiteres Kind, sondern als Anstoß eines Wandels ihrer Präferenzordnung, in dem konkurrierenden Lebenszielen wie der Karriere Relevanz abgesprochen wird. Dieser Entwicklung spricht sie den Stellenwert einer „Erkenntnis", also einer tieferen, wahreren Einsicht zu. Durch diese Deutung kann zur Intention zum zweiten Kind als Etappe der Vervollständigung der traditionellen Familie auch dann übergangen werden, wenn Eltern von negativen Erfahrungen mit der ersten Elternschaft überrascht werden.

In diesem Motiv stellt das zweite Kind vorderhand eine Komponente eines zusammenhängenden familialen biografischen Entwurfes dar. Unter der Bedingung, dass das zweite Kind zum Zeitpunkt der Familiengründung als biografische Selbstverständlichkeit gedeutet wird, ist hier insbesondere die Mutter dazu bereit, ihre Lebensstilpräferenzen anzupassen, Karrierepläne aufzugeben, um das zweite Kind auch unter Bedingung unerwarteter, negativer Elternschaftserfahrungen zu bekommen. Als notwendige Rahmung dieser Entscheidung erscheint eine stabile, als Ehe institutionalisierte Partnerschaft, Kohabitation und ökonomische Sicherheit durch den Verdienst des Partners.

Motiv 2: Das zweite Kind als dispositionelle Selbstverständlichkeit

Um den Wunsch nach einem zweiten Kind grundsätzlich als selbstverständlich und sein Ausbleiben als unwahrscheinlich und begründungspflichtig darzustellen, ist der Rekurs auf ein traditionales Familienbild jedoch nicht notwendig. Das zeigt das zweite Motiv, in dem das zweite Kind als eine dispositionelle Selbstverständlichkeit dargestellt wird. In der folgenden Passage erzählt eine Frau, weshalb Kinderlosigkeit für sie keine Option gewesen wäre:

> „Weiß ich nicht. Also für mich war das nie 'ne Frage, ob ich Kinder kriege oder nicht. Also das war schon, als ich selber Kind war, klar, dass ich irgendwann mal zwei Kinder haben möchte. Und meine Kinder sagen jetzt auch schon, ich möchte zwei Kinder haben oder ich möchte drei Kinder haben, die eine will zwei, die andere will drei. Das ist auch nicht irgendwie die Frage. Wahrscheinlich steckt das auch schon bisschen so in einem oder so." (weiblich, 30 Jahre, 2 Kinder (6 Jahre))

Der Wunsch nach einem zweiten Kind wird hier nicht als kontingent und begründungspflichtig verstanden. Er bedarf keiner erwartungsbezogenen Rechtfertigung. Darin, dass der Fluchtpunkt des eigenen Fertilitätsverhaltens aus Perspektive der Befragten nicht konstruiert, sondern eher rekonstruiert; nicht ausgehandelt oder entworfen, sondern entdeckt und befolgt wird, gleicht das Motiv jenem der Mutter der Interviewten:

> „Ja, aber das mit den Kindern anfangen, war eigentlich 'n inneres Bedürfnis bei mir. Da kam auf einmal der Wunsch auf, ich möchte auch gerne irgendwie. Wie das bei den Frauen so ist und dann wurde der dann auch umgesetzt." (weiblich, 49 Jahre, 2 Kinder (30 und 27 Jahre))

Spezifisch mit Bezug auf das Motiv für den Wunsch nach einem zweiten Kind führt sie weiter aus:

> „So wie es eigentlich bei fast allen Frauen denn noch mal der zweite Trieb ist sozusagen, die einen sind groß und gehen aus dem Haus, es wird langweilig, man hätte gern noch mal was Kleines." (weiblich, 49 Jahre, 2 Kinder (30 und 27 Jahre))

Zwei Kinder zu wollen, wird hier als eine selbstverständliche Folge des Frau-Seins und als eine triebförmige Handlungsmotivation gedeutet – und bildet damit eine stabile psychosoziale Disposition.

Auf welche Weise werden auf Grundlage dieses Motives relevante Einflussfaktoren sinnhaft markiert? Im Gegensatz zum ersten Motiv wird das zweite Kind hier nicht in einen traditionalen familiären biografischen Pfad eingebettet. Das hat Auswirkungen darauf, welche Bedingungen für die Intention zum zweiten Kind als relevant erscheinen.

So berichtet die Tochter der eben zitierten Mutter darüber, wie es zur Entscheidung für zwei Kinder kam:

> „Also es war für mich keine Frage gewesen. Also ich hab' da jetzt auch nicht hin und her gerechnet, manche sagen, ja, jetzt ist 'n schlechter Zeitpunkt. Aber es hört sich eigentlich blödsinnig [an], diesen Zeitpunkt des Kinderkriegens festzusetzen, weil, die Kinder hat man 20 Jahre lang. Also wenn man jetzt 20 Jahre lang immer irgendwann, ist immer irgendwo 'n schlechter Zeitpunkt, aber man kriegt es denn trotzdem hin." (weiblich, 30 Jahre, 2 Kinder (6 Jahre))

Die Entscheidungen darüber, ob und wann Kinder geboren werden sollen, werden hier zwar grundsätzlich als planbar verstanden. Mit Hinblick darauf, dass sie sehr langfristige und weitreichende Auswirkung für die eigene Biografiegestaltung haben, wird jedoch dargestellt, dass es nicht möglich sei, je in eine nicht-ambivalente Situation zu kommen, in der die Kindsrealisierung problemlos möglich scheint. So wird der Übergang zur Intention zum zweiten Kind von der Relevanz der Kontextfaktoren entkoppelt. Damit kann im Rahmen dieses Motives die Intention auch unter widrigen Umständen ausgebildet werden, die anderen Akteuren als Ausschlusskriterien für eine Familienerweiterung erscheinen müssen. Beispielhafte Ausformungen dessen zeigen sich in den Erzählungen der Mutter. Zwei Jahre nach der Geburt des ersten Kindes ließ sie sich scheiden und zog das Kind allein neben dem Studium groß, in dem sie es in einer Wochenkrippe betreuen ließ. Für das zweite Kind entscheidet sie sich zum Ende ihres Studiums:

> Befragte: „ […] ich hatte damals auch 'n Freund gehabt in [Stadt], und dann hatt' ich mich dann dazu entschlossen, die Pille abzusetzen, dann hat 's auch gleich geklappt. War sehr schön, hab' mich auch riesig gefreut, nur der Freund nicht. Der hatte nämlich schon 'ne Verlobte, das hat er mir nicht erzählt. Da hab' ich halt gedacht, das macht auch nix, Hauptsache du hast deine beiden Kinder. Und das war dann eigentlich auch, trotzdem auf alle Fälle 'n Wunschkind, also ich hatte nie irgendwie was dagegen.
>
> Interviewer: Dass Sie das vorher da groß besprochen hätten, irgendwie so?
>
> Befragte: Ich glaub', das wäre danebengegangen, dann hätte ich dieses Kind nie bekommen." (weiblich, 49 Jahre, 2 Kinder (30 und 27 Jahre))

Die Interviewte stellt ihren Kinderwunsch als persönliche Angelegenheit da, die von der Paarbeziehung weitgehend entkoppelt wird. Die Aufgabe der partnerschaftlichen Abstimmung wird durch heimliches Absetzten der Pille umgangen. Die Kinder werden nicht den beiden, bei der Zeugung beteiligten Personen zugerechnet, sondern einzig der Mutter. Als notwendige Bedingung für die Intention zum zweiten Kind werden hier weder eine stabile Partnerschaft – geschweige denn eine Ehe – noch eine Kohabitation, finanzielle oder biografische Planungssicherheit oder die Aussicht auf eine intensive Interaktionszeit mit dem zweiten Kind verhandelt. Den Unterhalt für sich und die Kinder bestreitet die Akteurin, indem sie neben ihrer hauptberuflichen Tätigkeit nachts in einer Bar jobbt:

> „Und dann kam man natürlich in der Woche auch bisschen früh nach Hause, morgens so um fünf, und dann musste man ja wieder die Kinder fertig machen und wieder zur Arbeit." (weiblich, 49 Jahre, 2 Kinder (30 und 27 Jahre))

Im Kontrast zum im ersten Motiv vorgestellten Fall erscheint hier weder die erste noch die zweite Elternschaft als eine einschneidende biografische Erfahrung, die größere Anpassungen der Lebensführungspräferenzen oder Verzicht bei der Vereinbarkeit verschiedener Lebensbereiche erfordert: „Also bei mir ist [das erste Kind] nebenbei mit aufgewachsen." Die eigenen Kinder werden hier kaum als eine Eingrenzung der Handlungsfreiheit verstanden. Das eröffnet Zeitressourcen, die für die Erwerbsarbeit und damit letztlich für die Finanzierung der Kinder entscheidend sind. Kohärenterweise wird das Babyjahr in diesem Interview im Nebensatz als „Freizeit" verstanden. Diese biografischen Passagen plausibilisieren die Annahme, dass es sich bei dem Motiv nicht nur um eine reine Ex-Post-Rationalisierung handelt, sondern dass es auch der Handlungsorientierung dient.

Akteure, die sich auf ein derart robustes Motiv berufen, können auch dann eine Intention ausbilden und aufrechterhalten, wenn sie mit ökonomisch oder normativ widrigen Umständen wie Partnerlosigkeit, Alleinfinanzierung der Familie durch die Mutter oder biografische Planungsunsicherheit konfrontiert werden.

Motiv 3: Das zweite Kind als Geschwisterkind

Das dritte Motiv unterscheidet sich von den beiden vorherigen entscheidend dadurch, dass es explizite zukunftsgerichtete Annahmen darüber beinhaltet, welche Funktionserwartungen mit dem zweiten Kind verbunden werden. Grundlage ist die dominante Deutung des zweiten Kindes als erstes Geschwisterkind. In den Erzählungen wird nicht darauf referiert, zweimal ein Kind zu haben, sondern darauf, einmal zwei Kinder zu haben. Diese Verständnisse sind nur auf den ersten Blick identisch. Wird das zweite Kind dominant als erstes Geschwisterkind gedeutet, so wird der Geschwisterkonstellation eine emergente Qualität zugeschrieben bzw. die Erwartung dieser emergenten Qualität wird betont und besitzt motivierenden Charakter. So berichtet eine Akteurin, dass ihr Partner kein zweites Kind wolle, da er sich auf das Wissen berufe, dass Geschwisterkonstellationen per se keinen Vorteil darstellten:

> „Oh, dann hat er irgendwann in der „Eltern" 'n Artikel gelesen, dass Einzelkinder ja gar nicht so schlechter dran sind als Geschwisterkinder. Und seitdem ist das Thema sowieso durch." (weiblich, 30 Jahre, 1 Kind (2 Jahre))

Hier zeigt sich, dass dieses Motiv stark auf Wissen der Akteure beruht. Der Zweifel am Wissen um schätzenswerte Aspekte der Geschwisterrolle bedeutet einen Wegfall des

Wunsches der Familienerweiterung schlechthin. Insofern stellt sich das erwartungsbasierte Motiv als ungleich fragiler als die zuvor referierten Motive dar.

Dieses Motiv findet eine sprachliche Entsprechung durch den wiederkehrenden Rekurs auf „Geschwister“:

> „Und ich hab’ auch drei Schwestern und mein Mann auch, der hat auch Geschwister und wir wollten das für [erstes Kind] auch gerne. Ich finde das ist schön, wenn Geschwister da sind.“ (weiblich, 31 Jahre, 2 Kinder (8 und 5 Jahre))

In diesem Beispiel wird der wünschenswerte Aspekt des Vorhandenseins von Geschwistern nicht expliziert, sondern diffus als „schön“ beschrieben. Legitimation gewinnt diese Darstellung durch den Bezug auf die eigene Sozialisation in Geschwisterkonstellationen. Dieser Bezug findet sich auch unter umgekehrten Vorzeichen, wenn die eigene Position als Einzelkind als Abgrenzungsfolie benutzt wird:

> Interviewer: „Sie haben ja zwei Kinder. Würden Sie Ihrer Tochter auch empfehlen, zwei Kinder zu bekommen?“
>
> Befragte: „Na, also, ich würd, ja… weil ich selbst Einzelkind bin. Ich fand das schrecklich immer alleine mit Eltern zu sein.“ (weiblich, 59 Jahre, 2 Kinder (35 und 29 Jahre))

Hier wird deutlich, dass die eigenen biografischen Erfahrungen nicht nur als Orientierung für den eigenen Kinderwunsch dienen. Sie können vielmehr von den spezifischen Umständen des eigenen Aufwachsens abgelöst und als generationenübergreifendes Wissen verstetigt werden.

In der folgenden längeren Passage wird deutlich, dass die als ideal empfundene Zahl an Kindern als begründungspflichtig verstanden wird. Während die ersten beiden Motive dadurch gekennzeichnet waren, dass der Kinderwunsch als selbstverständlich gegeben verstanden wurde, wägt der im Folgenden zitierte Akteur verschiedene Möglichkeiten ab und gelangt zu einer als begründet empfundenen Idealvorstellung von zwei Kindern. Während im vorherigen Ausschnitt dargestellt wurde, *dass* Geschwister eine wünschenswerte Konstellation bilden, wird hier in einem zweiten Reflexionsschritt erörtert, *warum* das so sei:

> Interviewer: „Viele bekommen heutzutage nur ein Kind, kannst Du Dir das auch vorstellen?“
>
> Befragter: „Nee, nee, also, nee. Ich komm auch aus ’ner kinderreichen Familie und finde es auch gut, dass Kinder Geschwister haben. Dann können die viel zu… ich hab ja selber viel mit meinen Geschwistern, ich unternehme ja heute noch, heute Nachmittag geh ich mit meinem Bruder zum Fußball zum Beispiel. Das ist einfach wichtig, um für das ganze Leben die Garantie zu haben, einen sozialen Halt. […] Vor allen müssen sich auch Geschwister viel miteinander beschäftigen, sie bereichern die Familie, geben sich gegenseitig Anstöße, das ist gut, auf jeden Fall. Also zwei mindestens, so für mich, die Vorstellung als Einzelkind find’ ich blöd. Da ist man ja sowieso immer schon stigmatisiert: Einzelkind, die haben Komplexe, oder was weiß ich. Nö, zwei auf jeden Fall.“ (männlich, 32 Jahre, 1 Kind (3 Jahre))

Die Darstellung unterscheidet zwei Arten von Funktionen geschwisterlicher Beziehungen.

Einerseits werden sie als unkündbare Quelle emotionaler Anregungen und Unterstützungsleistungen verstanden. Andererseits wird die eigene Argumentation reflexiv gewendet und das Bild des „isolierten Einzelkindes“ als Stigma gedeutet. Die Entscheidung für zwei Kinder ist damit eine bewusste Wahl, einer wahrgenommenen sozialen Norm zu

entsprechen und somit soziale Sanktionierung zu umgehen. Zwei Kinder zu haben, wird so als Untergrenze etabliert.

Durch den Bezug auf das Geschwistermotiv wird das „Spacing", also der gewünschte Abstand zwischen den Geburten, zum relevanten Kontextfaktor. Diese Handlungsorientierung richtet sich nicht nach der Passung des Kindes in die eigene Biografie, sondern fokussiert auf die Beziehung zwischen den Kindern. Annahmen zum Spacing können den Akteuren Informationen sowohl zum minimalen wie auch zum maximalen Abstand zwischen den Kindern geben. So berichtet eine Akteurin zu der Frage, ob ihr zweites Kind ein Wunschkind gewesen sei:

> „Ein Wunschkind wohl, weil [das erste Kind] ging auf die drei Jahre zu und na ja, zweieinhalb, drei Jahre ist eigentlich der maximale Abstand in meinen Augen." (weiblich, 50 Jahre, 2 Kinder (30 und 27 Jahre))

Solche Annahmen zum „maximalen" Abstand können als Katalysator wirken, indem die Entscheidungszeit verknappt wird und damit dort als starker Faktor wirkt, wo Akteure sonst eventuell dazu neigen würden, ihre Geburten so lange aufzuschieben, bis keine Umsetzung mehr erfolgt. Überlegungen zum gelungenen Spacing können in ihrer Explizitheit und Differenziertheit Gegenstand beträchtlichen kognitiven Aufwands sein:

> „Also, ich glaube, ich hab mal irgendwie diesen Schnack gehört, dass man Kinder, entweder man muss sie unmittelbar hintereinander bekommen oder man lässt wenigstens 'n Abstand von drei, vier Jahren. Einfach, denn wenn 's dazwischen liegt, dann fangen die älteren Kinder an, sich nach den jüngeren zur richten und gleichzeitig ist auch nicht die Vorbildfunktion da vom Jüngeren zum Älteren… so dass das irgendwie für die Entwicklung der Kinder gar nicht so gut ist. Entweder größerer Abstand oder gleich hintereinander, dass sie sich irgendwie als gleichwertig ansehen. Aber in diesem Fall wollen wir es eben so machen, einen größeren Abstand, wenn er älter ist, dass er Vorbild für den Kleinen oder für das Kleinkind dann sein kann– das ist meine Idee." (männlich, 32 Jahre, 1 Kind (3 Jahre))

Der Interviewte stellt in dieser Passage eine Alltagstheorie dar, die verschiedene geeignete Zeitpunkte angibt. Wenn er sich an diesen Theorien orientiert, versteht er seine Elternschaftsplanung als ein Handeln aus guten, aber im Grundsatz kritisierbaren Gründen.[5]

Je stabiler, erfahrungsgestützter und konkreter die Annahme, Kinder könnten nur – oder doch zumindest glücklicher – in einer Geschwisterkonstellation aufwachsen und leben, desto stärker wird die Bereitschaft sein, die Intention zum zweiten Kind auch gegen widrige Umstände aufrechtzuerhalten. Dieses Motiv beinhaltet keine Informationen zu Bedingungen wie Partnerschaft, Kohabitation oder finanzielle Sicherheit. Es kann einerseits selbst motivierend und handlungsleitend wirken. Andererseits kann es auch problemlos mit den beiden vorherigen Motiven zusammenwirken. In diesem Fall wird das Zwei-Kind-Ideal argumentativ gestärkt und die zeitliche Planung kann anhand von Annahmen über gelungene Geburtenabstände konkretisiert werden.

Motiv 4: Das zweite Kind als Wiederholung des ersten Kindes

5 Auch hier werden drei Jahre als idealer Geburtenabstand genannt. Der Abstand entspricht Ratschlägen, die auch in älterer Ratgeberliteratur genannt wird: mindestens drei Jahre (White 1975: 236) bzw. zwischen 3,5 und 5 Jahre (Schaefer/Millman 1982, zitiert nach Kramer und Ramsburg 2002: 4).

Im „Geschwister-Motiv“ wurde betont, dass das zweite Kind vorderhand als erstes Geschwisterkind gedeutet wird. Die Deutung im letzten vorgestellten Motiv steht dem diametral entgegen: Akteure zielen hier nicht darauf, einmal zwei Kinder, sondern zweimal ein Kind bzw. „noch mal“ ein Kind zu haben. So berichtet eine Befragte über ihren Wunsch nach einem zweiten Kind:

> „Wie gesagt, es gibt ja immer noch schreckliche Krankheiten oder Unfälle, dass man auf ein Kind verzichten muss oder dass es schwer krank wird… dass man vielleicht noch ’n gesundes Kind hat.“ (weiblich, 59 Jahre, 2 Kinder (35 und 29 Jahre))

Hier zeigt sich empirisch die andauernde Wirkmächtigkeit eines Versicherungsmotives, bei dem die Akteurin auch in einer Gesellschaft mit niedriger Kindersterblichkeit darauf zielt, auch in einem Unglücksfall, in dem sie ein Kind verliert, mindestens noch ein Kind zu haben.

In dem folgenden Abschnitt zeigt sich eine andere Spielart dieses Motivs, in dem das zweite Kind als „wiederholtes Erstes“ gedeutet wird:

> „Und ich wollte schon gerne arbeiten, ich wollte aber auch gerne noch ’n Kind, sehr gerne. [Das erste Kind] war so ein, oder ist so ein tolles Kind, ich hätte auch nie gedacht, dass man irgendjemand oder irgendwas so lieben kann, so intensiv und bedingungslos.“ (weiblich, 31 Jahre, 2 Kinder (8 und 5 Jahre))

Die Akteurin stellt hier dar, dass sie von der Stärke der emotionalen Bindung zum ersten Kind überrascht wurde. Von der Geburt eines zweiten Kindes erhofft sie sich eine Wiederholung dieses Effekts bzw. dieser Bindung. Zwischen dem ersten Kind und dem zweiten Kind wird also kein qualitativer Unterschied erwartet, sondern eher eine Wiederholung des Erfahrenen. In dieser Argumentation zeigt sich eine sukzessive Adaption des Fertilitätsverhaltens an erfahrungsbedingte Annahmen. Die Akteurin bezieht sich in der Begründung ihres zweiten Kinderwunsches nicht zentral auf ein vorgelagertes, festes Motiv, das der Abarbeitung bedürfte – wie dies in den drei vorherigen Motiven der Fall war –, sondern stellt ihre Erfahrung mit dem ersten Kind in den Mittelpunkt. In der folgenden Passage wird dieses Motiv noch deutlicher:

> „Auch so jetzt mit [dem ersten Kind], das möchte ich gern noch mal so auch erleben. Jetzt muss ich auch sagen, dass die Zeit auch zu schnell vergangen, wenn sie jetzt schon neun Monate alt ist, ist wirklich schnell vergangen.“ (weiblich, 30 Jahre, 1 Kind (9 Monate))

Das Kind als eine Quelle positiver Erfahrung zu erleben ist in diesem Motiv insofern eine notwendige Bedingung für die Herausbildung der Intention zum zweiten Kind. Nicht der Altersabstand zwischen den Kindern, sondern das Ende dieser frühen Elternschaftsphase dient in diesem Motiv der zeitlichen Orientierung.

Es fällt auf, dass dieses Motiv in einem Spannungsverhältnis zu den ersten beiden Motiven steht. Je weniger Akteuren die Orientierung an Traditionen, Kollektiven und Selbstverständlichkeiten als eine Quelle für Begründungen dient, desto stärker wird sich das erste Kind als funktionales Mittel der Wohlfahrtsproduktion beweisen müssen. Als solches steht das Kind in Konkurrenz zu ganz anderen Wegen der Wohlfahrtsproduktion, etwa einem freizeitorientierten Lebensstil. Akteuren, die sich an diesem Motiv orientieren, stehen weniger Werkzeuge dafür zu Verfügung, negativen Elternschaftserfahrungen keine Relevanz beizumessen oder sie letztlich doch positiv umzudeuten. In den ersten beiden Motiven war dies noch mit dem Verweis auf die übergeordnete Bedeutung der tra-

ditionellen Familie oder der Disposition zur zweiten Elternschaft möglich. Auch im Geschwister-Motiv kann mit Verweis auf die Emergenz der Geschwisterbeziehung darauf gehofft werden, dass sich negative Erfahrung nicht wiederholen werden. Für Akteure, die das zweite Kind daran messen, ein potenzieller Quell positiver Erfahrungen zu sein, stellen schlechte Erfahrungen jedoch einen gewichtigen Grund dafür dar, keine Intention zum zweiten Kind auszubilden bzw. sie fallen zu lassen. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn eine Akteurin beklagt, dass ihr durch die Berufstätigkeit nicht genügend Interaktionszeit mit dem ersten Kind geblieben ist:

> „Geht mir echt… würde ich nicht noch mal so machen. Deswegen hab ich auch keine Lust, ich hätte schon Lust, 'n zweites Kind zu haben, würde ich mich auch reif für fühlen. Aber ich hab keine Lust auf diese Geschichten. Ich will wissen, dass ich denn Zeit habe, mich auch um die Kinder zu kümmern." (weiblich, 31 Jahre, 1 Kind im Alter von 3 Jahre)

In diesem Motiv des Wunsches nach einem zweiten Kind stellt eine positive Erfahrung mit der ersten Schwangerschaft und Elternschaft insofern eine notwendige Bedingung des Übergangs zur Intention zum zweiten Kind dar.

6. Fazit

Dieser Artikel hat sich mit der Frage auseinandergesetzt, welche Motive Akteure mit dem Wunsch nach einem zweiten Kind verbinden. Auf Grundlage des TDIB-Modells wurde davon ausgegangen, dass Akteure ihre Wünsche nur nach Abgleich mit bestimmten, als relevant erachteten Kontextfaktoren in konkrete Intention überführen. In Rahmen dieses sequentiellen Prozesses wurde das Element der „desires" deshalb nach verschiedenen Motivlagen befragt und damit danach, welchen Informationsüberschuss sie bieten, um unter Bezug auf sie bestimmten Kontextfaktoren Bedeutung für die Herausbildung einer Intention zuzuschreiben. Motivlagen enthalten Annahmen und Erwartungen darüber, was es bedeutet, ein zweites Kind zu haben und unter welchen Umständen und Voraussetzungen dies „Sinn macht". Damit enthalten sie Informationen darüber, welchen Kontextfaktoren bei der Entscheidung über die Intention zum zweiten Kind Relevanz beigemessen wird und wie diese zu bewerten sind. Durch eine *Grounded-Theory*-Methodologie basierte, sekundäre Analyse problemzentrierter Interviews wurde ein Schema aus vier Motivlagen herausgearbeitet. Die ersten beiden Motive verwiesen auf die Wirkkraft traditionaler Familienbilder bzw. auf stabile psychosoziale Dispositionen. Der Wunsch nach dem zweiten Kind wurde hier nicht als begründungspflichtig gedeutet, was in komplexen Entscheidungssituationen als komplexitätsreduzierende Überzeugung dienen kann. Mit dem „Geschwistermotiv" und dem Motive des „wiederholten" ersten Kindes wurden zwei Motive herausgestellt, die an explizite Funktionserwartungen geknüpft sind.

Motive und bedingende Faktoren derart in ihren sinnhaften Bezügen zu untersuchen verspricht bessere Einsichten in die Frage, welche Faktoren für welche Akteure die Absicht, ein zweites Kind zu bekommen, bestimmen. So wurde etwa gezeigt, dass Akteure, die das zweite Kind als kontingentes Mittel der Wohlfahrtsproduktion deuten, dessen Eignung als Quelle schätzenswerter Erfahrungen sich in der Praxis beweisen muss, sensibler auf negative Erfahrungen, wie etwa zu geringe Interaktionszeit, reagieren. Akteure,

die hingegen mit dem zweiten Kind auf die Emergenz einer Geschwisterkonstellation zielen oder es als Vervollständigung eines traditionellen Familienbildes deuten, werden eher dazu neigen, die Intention zum zweiten Kind auch gegen widrige Erfahrungen aufrecht zu erhalten. Diese Beobachtungen weisen darauf hin, dass die analytische Trennung zwischen einzelnen Elementen der Entscheidungssequenz, wie sie im TDIB-Modell vorgeschlagen wird, interessante Perspektiven eröffnet und dass eine weitere Systematisierung des sinnhaften Verhältnisses zwischen Kinderwunsch und Intention lohnend scheint (vgl. Miller 2011: 94).

Die Analyse stellt eine erste, stark induktive Exploration eines Motivschemas durch eine sekundäre Auswertung von Daten dar. Anhand zielgerichteter primärer Analysen weiterer Interviewmaterialien gilt es zu prüfen, welche weiteren Motive sich rekonstruieren lassen. Soziostrukturelle Merkmale wie Bildungsabschluss oder Herkunft wurden hier einbezogen, um durch Kontrastierungen Heterogenität abzubilden. Es wäre wünschenswert, in weiteren Analysen systematische Zusammenhänge zu Motivlagen zu untersuchen, um ein elaboriertes Typenschema mit verschiedenen Vergleichsdimensionen zu erarbeiten. Eine Anreicherung des Motivschemas bedürfte auch einer differenzierten, systematischen Aufstellung darüber, welche Bedingungen sinnhaft an welche Motive gekoppelt sind. Dabei bietet es sich auch an, eine Längsschnittperspektive einzunehmen und danach zu fragen, ob und unter welchen Umständen Akteure zwischen dominanten Motiven wechseln können. Durch eine solche Längsschnittuntersuchung könnte auch das Problem der Ex-Post-Rationalisierungen, das in retrospektiven Interviews trotz der Analyse von Narrationen nicht völlig ausgeräumt werden kann, noch weiter kontrolliert werden. Auch konnte diese qualitative Untersuchung keine Aussagen darüber treffen, wie weit welche Motive verbreitet sind. Da hier von erheblichen Unterschieden auszugehen ist, scheinen stärker quantitativ ausgerichtete Anschlussuntersuchungen lohnenswert.

Literatur

Axinn, W. G., Clarkberg, M. E. & Thornton, A. (1994). Family influences on family size preferences. *Demography*, *31, 1*, S. 65-79. doi:10.2307/2061908.

Bavel, J. V., & Różańska-Putek, J. (2010). Second birth rates across Europe: Interactions between women's level of education and child care enrolment. *Vienna Yearbook of Population Research*, *8, 1*, S. 107-138. doi:10.1553/populationyearbook2010s107.

Berg, H., Van den (2005). Reanalyzing qualitative interviews from different angles: The risk of decontextualization and other problems of sharing qualitative data. *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 6, 1*, S. 1-30. doi:10.17169/fqs-6.1.499.

Bernardi, L., Keim, S. & Klärner, A. (2014). Social networks, social influence, and fertility in Germany: Challenges and benefits of applying a parallel mixed methods design. In: Domínguez, S. & Hollstein, B. (Hrsg.), *Mixed-methods social networks research. Design and applications.* Cambridge: Cambridge University Press, S. 121-152.

Bernardi, L., Keim, S., & Lippe, H. von der (2006). Freunde, Familie und das eigene Leben. Zum Einfluss sozialer Netzwerke auf die Lebens- und Familienplanung junger Erwachsener in Lübeck und Rostock. In: Hollstein, B. & Straus, F. (Hrsg.), *Qualitative Netzwerkanalyse.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 359-390. doi:10.1007/978-3-531-90074-2_15.

Bernardi, L., Klärner, A., & Lippe, H. von der (2008). Job insecurity and the timing of parenthood: A comparison between Eastern and Western Germany. *European Journal of Population/Revue européenne de Démographie*, *24, 3*, S. 287-313. doi:10.1007/s10680-007-9127-5.

Bernardi, L., Mynarska, M., & Rossier, C. (2015). Uncertain, changing and situated fertility intentions. In: Philipov, D. A., Liefbroer, A. C. & Klobas, J. E. (Hrsg.), *Reproductive decision making in a macro-micro perspective*. Dordrecht: Springer Netherlands, S. 113-139. doi:10.1007/978-94-017-9401-5.

Billari, F. C. & Kohler, H.-P. (2004). Patterns of low and lowest-low fertility in Europe. *Population Studies*, *58,* 2, S. 161-176. doi:10.1080/003247204200021369.

Booth, A. L.. & Kee, H. J. (2009). Intergenerational transmission of fertility patterns. *Oxford Bulletin of Economics and Statistics, 71, 2*, S. 183-208. doi:10.1111/j.14680084. 2008.00524.x.

Borchardt, A. & Stöbel-Richter, Y. (2004). *Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren: eine qualitative Studie*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

Brose, N. (2008). Entscheidung unter Unsicherheit – Familiengründung und -erweiterung im Erwerbsverlauf. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, *60, 1*, S. 34-56. doi:10.1007/s11577-008-0002-0.

Bühler, C. & Philipov, D. (2005). Social capital related to fertility: Theoretical foundations and empirical evidence from Bulgaria. *Vienna Yearbook of Population Research*, *3*, S. 53-81.

Buhr, P. & Huinink, J. (2015). The German low fertility: How we got there and what we can expect for the future. *European Sociological Review*, *31, 2*, S. 197-210. doi:10.1093/esr/jcv013.

Busfield, J. & Paddon, M. (1977). *Thinking about children: Sociology and fertility in post-war England*. Cambridge: Cambridge University Press.

Callan, V. J. (1985). Comparisons of mothers of one child by choice with mothers wanting a second birth. *Journal of Marriage and the Family*, *47, 1*, S. 155-164. doi:10.2307/352077.

Esser, H. (2001). Das „Framing" der Ehe und das Risiko zur Scheidung. In Huinink, J., Strohmeier, K.-P. & Wagner, M. (Hrsg.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie: zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*. Würzburg: Ergon, S. 103-127.

Fachinger, B. (1981). Motive und Barrieren des generativen Verhaltens. Bericht über zwei Forschungsprojekte des Psychologischen Instituts der Universität Bonn. In: Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft (Hrsg.), *Demographische Forschung heute. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Dokumentation der Jahrestagung 1981 der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft e. V.* Wiesbaden: Selbstverlag, S. 91-96.

Falbo, T. (1982). The one-child family in the United States: Research issues and results. *Studies in Family Planning*, *13, 6/7*, S. 212-215. doi:10.2307/1965450.

Friedman, D., Hechter, M. & Kanazawa, S. (1994). A theory of the value of children. *Demography, 31, 3*, S. 375-401. doi:10.2307/2061749.

Gerlach, I. (2010). *Familienpolitik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gray, E. & Evans, A. (2005). Parity progression in Australia: What role does sex of existing children play? *Australian Journal of Social Issues*, *40, 4*, S. 505-520.

Gubrium, J. F. & Holstein, J. A. (1995). Individual agency, the ordinary, and postmodern life. *Sociological Quarterly*, *36, 3*, S. 555-570. doi:10.1111/j.1533-8525.1995.tb00453.x.

Hagewen, K. J. & Morgan, S. P. (2005). Intended and ideal family size in the United States, 1970-2002. *Populuation and Development Review*, *31, 3,* S. 507-527. doi:10.1111/j.1728-4457. 2005.00081.x.

Hakim, C. (2003). A new approach to explaining fertility patterns: Preference theory. *Population and Development Review*, *2, 3*, S. 349-374. doi:10.1111/j.1728-4457.2003.00349.x.

Hank, K. (2007). Parental gender preferences and reproductive behaviour: A review of the recent literature. *Journal of Biosocial Science*, *39, 05*, S. 759-767. doi:10.1017/S0021932006001787.

Heaton, J. (2004). *Reworking qualitative data*. London: Sage. doi:10.4135/9781849209878.

Hin, S., Gauthier, A. H., Goldstein, J. & Bühler, C. (2011). Fertility preferences: What measuring second choices teaches us. *Vienna Yearbook of Population Research*, *9, 1*, S. 131-156.

Hoffman, L. W. & Hoffman, M. L. (1973). The value of children to parents. In: Fawcett, J. T. (Hrsg.), *Psychological perspectives on population*. New York: Basic Books, S. 19-76.

Hollstein, B. & Ullrich, C. G. (2003). Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Forschung. *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, *32, 4*, S. 29-43.

Hopf, C. (1978). Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, *7, 2*, S. 97-115. doi:10.1515/zfsoz-1978-0201.

Huinink, J. (2000). Soziologische Ansätze zur Bevölkerungsentwicklung. In: Mueller, U., B. Nauck, B. & Diekmann, A. (Hrsg.), *Handbuch der Demographie 1*. Berlin & Heidelberg: Springer Verlag, S. 339-386.

Huinink, J. (2016). Kinderwunsch und Geburtenentwicklung in der Bevölkerungssoziologie. In: Niephaus, Y., Kreyenfeld, M. & Sackmann, R. (Hrsg.), *Handbuch Bevölkerungssoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 227-251. doi:10.1007/978-3-658-014100_11.

Huinink, J. & Konietzka, D. (2007). *Familiensoziologie: Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Campus.

Huinink, J., Schröder, T. & Boehnke, M. (2008). Kinderwunsch und Familiengründung: Die Bedeutung von Voraussetzungen und Entscheidungsgrundsätzen. In: Feldhaus, M. (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs-und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM)*. Würzburg: Ergon, S. 321-349.

Jäger, S. (1999). Einen Königsweg gibt es nicht. Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen. In: Bublitz, H. (Hrsg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Frankfurt & New York: Campus Verlag, S. 136-147.

Jefferies, J. (2001*). A reluctance to embrace the one-child family in Britain?* Vortrag gehalten auf der Konferenz „The Second Demographic Transition in Europe“ in Bad Herrenalb. http://www.demogr.mpg.de/Papers/ workshops/010623_paper05.pdf.

Kallmeyer, W. & Schütze, F. (1977). Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, D. (Hrsg.), *Gesprächsanalysen*. Hamburg: Buske.

Keim, S., Klärner, A. & Bernardi, L. (2013). Tie strength and family formation: Which personal relationships are influential? *Personal Relationships*, *20*, 3, S. 462-478. doi:10.1111/j.14756811.2012.01418.x.

Klingemann, H. D. & Ekkehard, M. (1975). Sekundäranalyse. In: van Koolwijk, J. & Wieken Mayers, M. (Hrsg.), *Untersuchungsformen*. München: Oldenburg, S. 178-194 (Band 2).

Kramer, L. & Ramsburg, D. (2002). Advice given to parents on welcoming a second child: A critical review. *Family Relations*, *51, 1*, S. 2-14. doi:10.1111/j.1741-3729.2002.00002.x.

Kreyenfeld, M. & Huinink, J. (2003). Der Übergang zum ersten und zweiten Kind – Ein Vergleich zwischen Familiensurvey und Mikrozensus. In: Bien, W. & Marbach, J. H. (Hrsg.), *Partnerschaft und Familiengründung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 43-64. doi:10.1007/978-3-322-95055-0_2.

Kreyenfeld, M. & Zabel, C. (2005). Female education and the second child: Great Britain and Western Germany compared. *Schmollers Jahrbuch – Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*, *125, 1*, S. 145-156.

Kruse, J. (2015). *Qualitative Interviewforschung: ein integrativer Ansatz*. Weinheim: Beltz Juventa (2. überarbeitete und ergänzte Auflage).

Laybourn, A. (1994). *The only child: Myths and reality*. Edinburgh: H.M.S.O.

Lueger, M. (2000). *Grundlagen qualitativer Feldforschung: Methodologie, Organisierung, Materialanalyse*. Wien: WUV-Verlag.

Lutz, K., Buhr, P. & Boehnke, M. (2013). Die Bedeutung der Erfahrungen mit dem ersten Kind für die Intention zur Familienerweiterung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, *2, 33*, S. 167-184. doi:10.3262/ZSE1302167.

Mancillas, A. (2006). Challenging the stereotypes about only children: A review of the literature and implications for practice. *Journal of Counseling and Development*, *84, 3*, S. 268-275. doi:10.1002/j.1556-6678.2006.tb00405.x.

Margolis, R. & Myrskylä, M. (2015). Parental well-being surrounding first birth as a determinant of further parity progression. *Demography, 52, 4*, S. 1147-1166. doi:10.1007/s13524-0150413-2.

Mauthner, N. S., Parry, O. & Backett-Milburn, K. (1998). The data are out there, or are they? Implications for archiving and revisiting qualitative data. *Sociology*, *32, 4*, S. 733-745. doi:10.1177/0038038598032004006.

Medjedović, I. (2014). *Qualitative Sekundäranalyse. Zum Potenzial einer neuen Forschungsstrategie in der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS.

Medjedović, I. & Witzel, A. (2005). Sekundäranalyse qualitativer Interviews. Verwendung von Kodierungen der Primärstudie am Beispiel einer Untersuchung des Arbeitsprozesswissens junger Facharbeiter. *Forum Qualitative Sozialforschung*, *6, 1*. doi:10.17169/fqs-6.1.507.

Medjedović, I. & Witzel, A. (2010). *Wiederverwendung qualitativer Daten. Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Interviewtranskripte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Miller, W. B. (1994). Childbearing motivations, desires, and intentions: A theoretical framework. *Genetic, Social, and General Psychology Monographs*, *120*, S. 223-258.

Miller, W. B. (2011). Differences between fertility desires and intentions: Implications for theory, research and policy. *Vienna Yearbook of Population Research*, *9*, 1, S. 75-98.

Murphy, M. & Wang, D. (2001). Family-level continuities in childbearing in low-fertility societies. *European Journal of Population*, *17, 1*, S. 75-96.

Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, *53, 3*, S. 407–435. doi:10.1007/s11577-001-0073-7.

Nauck, B. (2007). Der individuelle und kollektive Nutzen von Kindern. In: Ehmer, J., Ferdinand, U. & Reulecke, J. (Hrsg.), *Herausforderung Bevölkerung. Zu Entwicklungen des modernen Denkens über die Bevölkerung vor, im und nach dem „Dritten Reich“*. Wiesbaden: Springer VS, S. 321-331.

Newman, L. (2008). How parenthood experiences influence desire for more children in Australia: A qualitative study. Journal of Population Research, 25, 1, S. 1-27. doi:10.1007/BF03031938.

Olsaretti, S. (2013). Children as public goods? *Philosophy and Public Affairs*, *41, 3*, S. 226-258. doi:10.1111/papa.12019.

Perelli-Harris, B. (2006). The influence of informal work and subjective well-being on childbearing in post-Soviet Russia. *Population and Development Review*, *32, 4*, S. 729-753. doi:10.1111/j.1728-4457.2006.00148.x.

Peuckert, R. (2012). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-19031-0

Pinquart, M. & Silbereisen, R. K. (2009). Einzelkinder und Geschwisterbeziehungen. In: Burkart, G. (Hrsg.), *Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien (Sonderheft 2009)* (S. 255-268). Opladen & Farmingron Hills: Verlag Barbara Budrich (Sonderheft 2009 der *Zeitschrift für Familienforschung*), S. 255-268.

Schaefer, C. E. & Millman, H. L. (1982). *How to help children with common problems*. New York: Plume.

Schütz, A. (1971). Das Wählen zwischen Handlungsentwürfen. In: Schütz, A.: *Gesammelte Aufsätze*. Den Haag: Nijhoff, S. 77-110.

Schütze, F. (1983). Biographieforschung und Narratives Interview. *Neue Praxis*, *13*, S. 283-294.

Sobotka, T. & Beaujouan, É. (2014). Two is best? The persistence of a two-child family ideal in Europe. *Population and Development Review*, *40, 3*, S. 391-419. doi:10.1111/ j.17284457.2014.00691.x.

Strauss, A. L. (1994). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.

Strübing, J. (2014). *Grounded Theory: zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (3. Auflage).

Thompson, P. (2000). Re-using qualitative research data: A personal account. *Forum: Qualitative Social Research*, *1, 3*, Article 27.

Van De Kaa, D. (1987). Europe's second demographic transition. *Population Bulletin*, *42, 1*, S. 1-59.

Wagner, A. C., Ivanova, E. L., Hart, T. A. & Loutfy, M. R. (2014). Examining the Traits-Desires-Intentions-Behavior (TDIB) Model for fertility planning in women living with HIV in Ontario, Canada. *AIDS Patient Care and STDs*, *28, 11*, S. 594-601. doi:10.1089/apc.2014.0075.

White, B. L. (1975). *The first three years of life*. New York: Avon.

Wilson, C. (2004). Fertility below replacement level. *Science*, *304, 5668*, S. 207-209. doi:10.1126/science.304.5668.207c.

Witzel, A. (1989). Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G. (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Heidelberg: Asanger, S. 227-256.

Eingereicht am/Submitted on: 05.09.2016
Angenommen am/Accepted on: 12.10.2017

Anschrift des Autors/Address of the author:

Stefan Holubek, M.A.
Universität Bremen
SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik
Mary-Somerville-Straße 9
28359 Bremen
Deutschland/Germany

E-Mail/Email: sholubek@uni-bremen.de